

KLAUS RAVE

Das Netz

Eine Heimatgeschichte

Kriminalroman

Rote Katze Verlag

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Rote Katze Verlag

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, März 2024

Satz: La Deutsche Vita®

Umschlagabbildung: Rafael Garcin, unsplash.com

Porträtfoto: Husumer Messegesellschaft

Lektorat: Sabine Hofbauer

Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN 978-3-910563-17-9

Neue Fracht

Der Dorsch blieb aus. Die Menschen kamen. Was sich in seine Netze verirrte, konnte Hannes Kruse gleich wieder über Bord werfen. Viele Quallen, zu viele zu kleine Heringe, kaum noch ein Dorsch, manchmal ein Butt, selten eine Makrele. Nicht mal die Möwen folgten ihm mehr in den Hafen. Fischabfälle gab es nicht mehr.

Ohne die Brotfische kein Einkommen. Kein Direktverkauf mehr vom Kutter, keine Bestellungen von den Restaurants der kleinen Stadt an der Ostsee.

Was nützte es ihm, dass ihm eine Fangquote zugeteilt wurde, wenn er von der nicht leben konnte. Der Dorsch fraß die Sprotte. Die Sprotten wurden immer weniger, die Dorsche immer kleiner, das Meer immer wärmer: der Klimawandel, und dann die Überdüngung, das Mikroplastik, die Munitionsreste in der Ostsee. Der Stress des Meeres war auch sein Stress. Überfischung? Na ja, das waren noch Zeiten gewesen, goldene Zeiten.

Sechs Gespanne lagen damals im Eckernförder Hafen, die jede Nacht von September bis Mai ausliefen, die Netze gemeinsam auswarfen, den Fisch auf See ausnahmen, in den mit Eis gekühlten Kisten lagerten und dann an Land erwartet wurden mit ihrem Tagesfang. Sein Vater hatte das noch erlebt, sein Großvater hatte davon erzählt.

Kein anderer Beruf war für ihn in Frage gekommen. Er hatte immer nur Fischer werden wollen.

Also hatte er den Kutter seines Vaters übernommen.

„Dörte“ war blau und er liebte sie über alles. „Ecke 7“ – so die Registrierung – war sein Reich. Reich werden wollte Hannes nicht. Er wollte von und mit seinem Boot leben. Konnte man von einem Fischkutter leben, wenn man keine Fische mehr fing?

Charly Rehbehn hatte es geschafft. Kein Netz mehr für die Fische, nur noch Angeln für Touristen. Ein paar Bänke auf

dem Achterdeck. Kaffee, Bier und Korn, das Fischbrötchen durfte auch nicht fehlen. Und wenn nichts war mit „Petri Heil“, dann hatten die Angler selbst Schuld und er immer noch eine ordentliche Einnahmequelle. Schlechte Stimmung gab es auch nicht: Dafür sorgte er höchstpersönlich in Begleitung seines Schifferklaviers. Für die Erinnerungsfotos hatte er sich extra eine Fischerkrause wachsen lassen. Links und rechts eine Landratte und die Eckernförder Mütze auf dem Kopf – der Instagram-Beitrag war perfekt.

Das wollte Hannes weder sich noch seiner „Dörte“ zumuten. Er war weder Menschenfischer noch verhinderter Darsteller der niederdeutschen Bühne.

Sollte er sich eine Cocktailschürze umbinden und „La Paloma“ singen? Er nicht. So nicht. Was dann? Sich morgens an der Fischkistenbar mit Doppelkorn abfüllen, um den Tag zu vergessen? Er nicht. So erst recht nicht. Diese traurigen Gestalten waren abschreckend genug.

Von alten Zeiten träumen half aber auch nicht weiter. Sein Großvater war noch auf den kaiserlichen Yachten gesegelt: Meteor I bis V, bis zu zweiunddreißig Mann Besatzung, auf der Germania Werft in Kiel gebaut. „Deutsch vom Kiel bis zum Flaggenknopf“. Wilhelm II hatte sich nicht lumpen lassen, Prinz Heinrich erst recht nicht. Da hatten die englischen Vettern mal sehen können, was ein deutscher Seemann war!

Der „Verein der Yachtsmannschaften“, gegründet 1906, existierte immer noch. Aber eine Jobbörse war er schon lange nicht mehr. Selbst reiche Leute segelten heute selbst, allerdings mit viel elektronischer Unterstützung. „In Sturm und Wetter ist Gott unser Retter“, diesen Glauben hatte Hannes längst verloren. Er vertraute nur noch seiner Selbstdisziplin.

Jeden Morgen verließ er pünktlich um sechs Uhr seine kleine Wohnung im Kattsund, im alten Fischerviertel der Stadt Eckernförde. Er lebte allein. Seine Dörte, die Frau, nicht das Schiff, hatte ihn vor Jahren verlassen.

„Wo willst du hin, Hannes?“, hatte sie ihn gefragt.

Seine Antwort „Aufs Schiff“ hatte ihr irgendwann nicht mehr genügt. Nun hatte er nur noch das Tattoo: Anker plus Herz plus Dörte, gestochen für die Ewigkeit.

Wenn er in den Spiegel schaute und sich die Rasiercreme von den Backen gekratzt hatte, sah er ein gebräuntes Gesicht, grau-blaue Augen unter buschigen Augenbrauen, die Nase etwas schief, dunkelblonde Haare, die er gut durchbürsten musste. Sein Alter wurde oft falsch eingeschätzt. Die fünfzig sah man ihm nicht an. ‚Gut gehalten, Hannes.‘ Er nickte seinem Spiegelbild zu.

War er stolz auf sich? Das nicht, aber selbstbewusst. Haltung bewahren, das wollte er. Sich nicht durchhängen lassen. Und woran sollte er sich festhalten, wenn nicht an seinem Schiff?

Jeden Morgen zog er den Troyer über die Arbeitshose. Jeden Morgen ging er an Deck. Klarte auf. Spleißte einen kaputten Tampen. Schoss die Bugleine auf. Holte eine Pütz Wasser aus dem Hafenbecken, nahm den Tweidel und wischte das Deck. Nur Netze reparieren, das machte er nicht mehr. Dafür war seine „Dörte“ blitzblank. Blitzblank und arbeitslos wie ihr Kapitän. Beide lebten sie von der Prämie, die es dafür gab, keine Fische zu fangen. Abwrackprämie, das war der nächste Schritt. Und auch der letzte.

„Good morning, Sir, beautiful ship you’ve got here!“

Hannes blickte auf. Am Kai stand ein kleiner untersetzter Mann. Er trug einen sommerlichen Anzug und musterte die „Ecke 7“ von vorn bis hinten.

„Wo kommt der her und was will der, und wieso von mir?“ Hannes fühlte sich gestört. Seine Antwort war ein kurzes Nicken.

„I see you do not fish anymore. Is this boat for hire?“

Ein leichter Singsang in der englischen Aussprache: indisch, arabisch, nordafrikanisch?

Klar, die „Dörte“ war für einen Fischkutter viel zu sauber. Und vor allem: Sie roch nicht nach Fisch, schon lange nicht mehr. Aber ein Ausflugsdampfer, das war sie nun auch nicht gerade.

„Wimmel ihn ab, Hannes, aber schön höflich bleiben.“
„What do you want?“

Er richtete sich auf und nahm einen langen Schritt auf den Kai – er mochte es nicht, wenn ihn jemand von oben herab ansprach – jetzt waren die Größenverhältnisse wieder hergestellt: 1,85 zu 1,65.

„Thank you, Sir, nice to meet you. My name is Abdal.“

Hannes konnte nicht anders: Er nahm die ihm ausgestreckte Hand und schüttelte sie. Etwas weicher als seine, aber fest im Griff wie auch der Blick, direkt, musternd.

„What do you want?“, wiederholte er seine Frage.

Aber sein Gegenüber hatte sich schon zur Seite gedreht und war in Richtung Innenstadt gegangen.

Hannes schüttelte den Kopf. Seltsame Vögel gab es, bunt, aus aller Welt und überall.

Er stieg wieder in sein Schiff und setzte sich aufs Oberdeck. Zeit, eine Pfeife zu rauchen.

Zur selben Zeit am nächsten Tag dieselbe Stimme, ein ähnlicher Gruß: „Good morning, Sir, what a beautiful day!“

Sollte das jetzt der tägliche Wetterbericht werden? Hannes sah zum Kai auf. Da stand er wieder, gekleidet wie tags zuvor. Und lächelte ihn freundlich an.

„What can I do for you?“ Das klang doch höflich genug, oder?

„Thank you for asking, Sir. Is your boat for charter?“

„Das ist doch mal 'ne konkrete Frage“, dachte Hannes. Auf die Idee war er noch nicht gekommen. Fischkutter for charter: War das ein Geschäftsmodell für die Zukunft? In See stechen mit Gästen – warum eigentlich nicht? Die „Dörte“

könnte ruhig mal wieder raus aus dem Hafen. Bloß den Diener oder Oberkellner spielen, das kam für ihn nicht in Frage.

„What do you mean: charter?“ Er fixierte den kleineren Mann.

„Would you take a trip to Sweden?“

Die Katze kam aus dem Sack. Aber war das auch schon die ganze Katze?

„Let me think about it.“

„Of course, Sir, of course.“

Und schon war sein Besucher wieder weg. Eigenartig dieser Auftritt, geheimnisvoll dieser Mann.

Nach Schweden, warum sollte es nach Schweden gehen? Warum nicht durch die idyllische dänische Südsee mit ihren vielen Inseln und kleinen Häfen? Auch der Rauch aus seiner Pfeife gab ihm kein Zeichen. Aber Neugier und Nachdenken waren eine gute Alternative zur routinierten Langeweile seines Alltags. Und wenn schon, denn schon: zur weiteren Abwechslung ein kleiner Frühschoppen.

Tante Anni war in Sichtweite. Eine Eckkneipe, eine echte Hafenvirtschaft mit langer Tradition, auch wenn Anni schon lange Elke hieß.

Die Eckbänke waren mit dunkelgrünem Kunstleder bezogen. Den Tischen sah man an, dass sie schon oft abgewischt worden waren. Aber es gab immerhin eine Speisekarte: Gulaschsuppe, Bockwurst oder Frikadelle mit Brot oder Kartoffelsalat, Mettwurst-, Schinken-, Käse- oder Schmalzbrot. Unverändert in fünfzig Jahren.

Und auf dem Tresen neben der Zapfanlage – natürlich nur Pils oder Dunkles – das weiß-rote Schiff der „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“, das der Spendensammlung diente, mit der sich dieser ehrenwerte Verein ausschließlich finanzierte.

„Moin.“

„Moin.“

Ein fragender Blick, ein Kopfnicken. Die übliche Bestellung: ein Flens.

Wortlos stellte die Wirtin das kugelige Glas vor ihn hin. Elke war lange genug Servierkraft gewesen, bevor sie von Anni, der Namensgeberin, den Betrieb der Gastwirtschaft übernommen hatte. Fünfzig Jahre hatte Anni hinter dem Tresen gestanden. Das würde Elke nicht mehr schaffen. Sie musste den Laden allein schmeißen. Und vor allen Dingen alles so lassen, wie es immer gewesen war.

„Prost.“

Am Nebentisch saß Charly Rehbehn. Sollte er ihm von seiner sonderbaren Begegnung erzählen, ihn fragen, was er von der Aussicht auf Verchartern hielt? ‚Nachdenken, Hannes, du wolltest, du solltest nachdenken.‘ Und Charly war eine Plaudertasche vor dem Herrn. Der erzählte die dollsten Döntjes, wenn er seine „Ecke 4“ mit Angeltouristen vollgeladen hatte. ‚Ne, ne, immer erst das Gehirn einschalten, dann reden.‘

Hannes nahm einen tiefen Schluck und griff zur Zeitung, die an einem Haken hing. ‚Lesen bildet und man wird in Ruhe gelassen. Zwei Fliegen mit einer Klappe.‘

Das *Fördeblatt* war die Lokalzeitung, das örtliche Monopolblatt. Sie gehörte zum Nord-Ostsee-Verlag, der fünfzehn solcher Blätter herausgab. Vor Ort Mini-Redaktionen für das Lokale, Lehrer als nebenamtliche Sportreporter und Kulturbereicherstatter, der Rest von der Zentrale und diversen Nachrichtendiensten.

Titelzeile der aktuellen Ausgabe: „Rocker randalieren am Südstrand“.

‚Na sowas‘, dachte Hannes und schlug die zweite Seite auf: „Aus aller Welt“. Der Korrespondent aus Kopenhagen hatte einen längeren Beitrag samt Kommentar verfasst: „Dänemark verschärft das Asylrecht“. ‚Na sowas‘, dachte Hannes erneut.

Die ständigen Beiträge und Debatten um Asylanten in Deutschland und Europa hingen ihm zum Hals raus, und das schon seit Jahren. War doch klar, dass junge Männer aus Afrika von ihren Familien nach Europa, gerade auch nach Deutschland, geschickt wurden, um Arbeit zu finden, Geld zu verdienen, das sie nachhause überweisen konnten. Not war das, blanke Not. Und von Not verstand Hannes was. Und jetzt kamen noch Menschen aus Kriegsgebieten dazu: aus Syrien, aus Afghanistan. In größter Zahl aus der Ukraine. Sie alle flüchteten vor Bomben und Raketen.

Und auch davon verstand Hannes was, denn er hatte sie kennen gelernt, die Fischerfamilien aus Ostpreußen, aus Städten wie Danzig und Pillau, die am Ende des Zweiten Weltkriegs mit ihren Booten über die Ostsee nach Eckernförde geflüchtet waren und so die Zahl der Gespanne zum Fischen verdoppelt hatten. Auch sie waren zunächst Fremde gewesen, Fremde mit weißer Hautfarbe, aber anderen Sitten und Gebräuchen, seltsamen Namen und Essgewohnheiten. Aber in der Ostseefischerei hatte es danach keinen Fachkräftemangel mehr gegeben.

Und jetzt immer wieder dieselbe Leier. Er wollte gerade zum Lokalsport umblättern, als es in seinem Kopf „klick“ machte: Flüchtige. Dänemark. War Schweden nicht immer noch der sichere Hafen? Und war er nicht vor einer halben Stunde gefragt worden, ob er mit der „Dörte“ nach Schweden fahren könnte?

Er bestellte noch ein Bier.

Ausgeräuchert

Also wirklich, das musste es sein. Das musste die Geschichte sein, die überregionale Beachtung fand. Mit der *er* überregionale Beachtung fand. Die Stelle als Redakteur

– eigentlich als Mädchen für alles – beim *Fördeblatt* war nicht sein Traumjob. Volontariat nach dem Abitur an der hiesigen Gemeinschaftsschule, und dann? Dann war er hängen geblieben. Aber träumen, das durfte er doch noch!

Otto Karl Schröder hatte journalistische Ambitionen. Oder waren es nur unrealistische Fantasien? Hamburg und Berlin lockten ihn schon sehr. Große Blätter und wichtige Magazine, da gehörte er seiner Meinung nach hin. Das war sein Ziel. Das war OK.

Wozu hat man schließlich zwei so dämliche Vornamen? Zugegeben: Karl Otto wäre schlimmer gewesen. KO vor dem ersten Auftritt.

Recherchieren, investigativ tätig sein, Kommentare verfassen, schreiben! Nicht nur Texte, vielleicht auch Bücher, Romane.

Als Jugendlicher hatte er die Regale der Stadtbücherei rauf und runter gelesen. Er hatte viel Zeit zuhause gehabt, denn seine Eltern waren im Schichtbetrieb gewesen und zwar sowohl als Vater und Mutter als auch in ihren Jobs als Pfleger und Krankenschwester. Sie liebten ihn und sich, jedenfalls manchmal, nicht jedes Mal, wenn sie sich und ihn sahen. Volker und Uschi waren eigentlich dauernd im Stress gewesen. Schön, dass der Sohn so ruhig gewesen war und offensichtlich so wenig Zuwendung gebraucht hatte! Also hatte der kleine Otto Karl von seiner eigenen „Schatzinsel“ geträumt, sich als „Robinson Crusoe“ gefühlt und „Moby Dick“ gejagt.

Thomas Mann, Theodor Storm und Hans Fallada hatten ihm die Augen über Familien und die Gesellschaft geöffnet – damals. Und dann waren da die modernen englischen, irischen, amerikanischen Schriftsteller gewesen. Er hatte alles von John Steinbeck gelesen. Hemingway war ihm zu heroisch. Aber dann: McEwan und Barnes, McCann und Toibin, Ford, Roth und Irving, das wurden seine literarischen Helden.

Und natürlich: Leistungskurs Deutsch, mit Bestnoten. Aber bloß nicht auf Lehramt studieren. Man konnte doch mal bei einer Zeitung anfangen. Und dann würde man sehen.

Was er gesehen hatte, war eine Absage nach der anderen. Das Angebot eines Praktikumsplatzes – „Leider können wir nicht mehr als sechshundert Euro im Monat bieten ...“ – war ihm nach einiger Zeit schon als Glückstreffer vorgekommen. Aber wie und wovon hätte er bitte von sechshundert Euro in Hamburg leben sollen? Dann doch lieber ein Volontariat beim örtlichen Käseblatt. Im Elternhaus wohnen, Pension Mama: billig und bequem.

Als man dem Volontär dann eine Anstellung angeboten hatte – „Du hast Talent, mein Junge. Schreiben kannst du!“ – hatte er angenommen.

Den Spatz hatte er in der Hand. Die Taube musste warten.

Das Warten währte jetzt schon vier Jahre. Er hatte sich eingerichtet. Auch in die Zweizimmerwohnung in der Altstadt, die er sich leisten konnte. Die tägliche Arbeit: Na ja, er wusste, worauf er sich eingelassen hatte.

Der Bericht aus der Ratsversammlung. Der neue Einsatzwagen der Feuerwehr. Intrigen im Sportverein bei der Vorstandswahl. Das Porträt des Jubelpaars anlässlich der Feier der Gnadenhochzeit. Er schrieb über alles und jeden. Und sein Chefredakteur – ja, es gab einen Chefredakteur – korrigierte und kommentierte und ließ ihn machen. In spätestens drei Jahren würde er sowieso in Rente gehen.

Aber es gab ja noch ein Leben neben dem Beruf, ein Leben und Lieben. Emma Lütje und er waren ein Paar. Schon seit der Tanzstunde, mit Pickeln und Zahnsparren, und mit Unterbrechungen. Sie hatten das „Erfahrungen sammeln“ genannt. Jetzt lebten sie zusammen, spätere Heirat nicht ausgeschlossen. Und dann war da auch noch sein Hobby. Er war leidenschaftlicher Jollensegler und hatte sich einen Jugend-

traum verwirklicht, einen alten Piraten – „für ’n Appel und ’n Ei“ – erworben, saniert, repariert, flottgemacht. Neue Takelage, moderne Segel. Wenn er hoch am Wind fuhr, freute er sich immer wieder über das stilisierte Beil im Großsegel, das Markenzeichen dieser Bootsklasse.

Die Bucht war ein ideales Revier. Im Hinterkopf behielt er die Alster und den Wannsee. Irgendwann würde er dort seinen „Albatros“ zu Wasser lassen.

„Ausgeräuchert“ hatte er seinen Artikel überschrieben. Paul Markward war der Letzte gewesen. Jetzt hatte auch er aufgegeben. In Eckernförde gab es keine einzige Räuherei mehr.

Er hatte einen großen Bericht für das *Fördeblatt* verfasst, den auch Nachrichtendienste übernommen hatten. Er wurde zitiert. Er wurde von seinem Chef gelobt. Er hatte ein Thema. Und daraus wollte er etwas machen, eine längere Geschichte, vielleicht ein Buch?

Wie konnte es passieren, dass eine so markante Wirtschaftsgeschichte so sang- und klanglos endete? Dass es keine Bemühungen gab, diese prägende Industrie am Standort zu erhalten? „Sprottentage“ feiern, den Touristen romantische Geschichten auftischen, aber nichts, rein gar nichts für den Erhalt dieses Traditionsgewerbes tun? Klar, die Umweltbestimmungen waren schärfer geworden. Gestank, wie er unvermeidlich war, den wollte man in der Innenstadt nicht mehr haben. Abgase aus Schornsteinen, sie mochten noch so hoch sein, auch nicht. Aber dafür gab es doch Lösungen, moderne Filtertechnik zum Beispiel. Und Zuschüsse für Umrüstungen, die musste es doch auch geben, was wurde denn nicht alles subventioniert!

OK konnte und wollte einfach nicht glauben, dass jetzt Schluss war: „Ausgeräuchert – nein, danke!“ Den Aufkleber müsste er produzieren und als Zeitungsbeilage verbreiten.

„Wat plagt je ju und quält ju af mit dusende leke Saken? In Eckernför dar hebbt wi't rut ut Silver Gold to maken.“ Das war der Wahlspruch der Fischräucherer. Die silbernen Heringe, die kleinen Sprotten, sie alle wurden durch das Räuchern zu Gold. Reichtum für die Besitzer, sichere Arbeitsplätze für Männer wie Frauen, und das seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Über sechzig Standorte hatte es gegeben auf dem Höhepunkt Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, weit über fünfhundert Beschäftigte. Die Schornsteine hatten das Stadtbild geprägt. Die Luft hatte nach geräuchertem Fisch gerochen. Manch einer hatte aber auch gesagt: „Hier stinkt's!“

Mit dem Pferdewagen waren die Sprottenkisten zum Bahnhof nach Kiel gebracht und dort mit dem Versandstempel versehen worden. So waren sie zu „Kieler Sprotten“ geworden, der Ostsee-Delikatesse. „Kopp und Steert sind nix wert.“ Alles andere wurde mit einem großen Bissen verzehrt, dazu ein kräftiges Schwarzbrot mit „guter“ Butter. Wem das nicht zugesagt hatte, der hatte sich einen Bückling gekauft. So wurden die fetten Heringe genannt, deren Rogen als besondere Delikatesse galt. Oder eine gefleckte Makrele. Auch der Räucheraal war sehr beliebt, wie auch die Schillerlocke, für die der Katzenhai sein Leben lassen musste.

OK hatte nicht nur viel gelesen. Er hatte mit vielen Menschen gesprochen, die ihr Arbeitsleben in einer Fischräucherei verbracht hatten. Mit Frauen, die die Fische aufgesteckt hatten, mit einem Räuchermeister, mit den Händlern, den Inhabern von Fischläden, den Fischern, die den Rohstoff geliefert hatten. Zeitzeugen gab es noch, und sie hatten viel zu erzählen. Das war Wirtschaftsgeschichte und Heimatgeschichte und vor allen Dingen auch seine Geschichte, sein Eckernförde.

Gerade heute Morgen hatte er am Hafen noch Hannes gesehen, den Fischer, mit dem er noch vor ein paar Tagen

für seine Recherche lange gesprochen hatte. Der jetzt keine Sprotten, keine Dorsche, gar nichts mehr fing. Da hatte er auf seiner „Dörte“ gestanden, und ein kleiner Mann, gut gekleidet, offensichtlich „nicht von hier“, hatte sich mit ihm unterhalten. Ein neuer Auftrag für den Fischer? OK würde ihn ansprechen, wenn er ihn das nächste Mal traf.

Nachdem er seinen Auftrag abgearbeitet hatte: Stand der Ermittlungen gegen die randalierenden Rocker von Südstrand.

Stapellauf

Die „Gebrüder“ waren jetzt Geschwister. Sie hatte eine lange Tradition, die Werft, die die Niensens gegründet hatten. In fast hundert Jahren hatten sie zahlreiche Fischkutter gebaut, kleine Ausflugsboote, Marineschiffe. Die Stapelläufe auf der Gebrüder-Nielsen-Werft waren immer Volksfeste gewesen, Volksfeste mit viel Prominenz: Bürgermeister, Minister, Staatssekretäre in Begleitung ihrer Ehefrauen, die mehr oder weniger erfolgreich, mit mehr oder weniger Schwung die Sektflasche am Schiffsrumpf hatten zerschellen lassen – manchmal erst im dritten Versuch.

Jetzt war die Tradition nur noch in den Geschäftsräumen zu besichtigen: alte Fotos, sorgfältig gerahmt, Schiffsmodelle in kleinen oder größeren Glaskästen. Viele Namen, viele Daten, viele Erinnerungen. Und keine Erneuerung.

Heike und Hauke Nielsen sollten, wollten, mussten es nun richten. Als Kinder, als Heranwachsende hatten sie miterlebt und miterlitten, wie das Geschäftsmodell ihres Vaters, wie die Tradition ihrer Werft, zusammengebrochen war. Neue Fischkutter wurden nicht mehr gebraucht: Abwracken statt Stapellauf. Von der Marine kamen keine Aufträge mehr, jedenfalls nicht für die Nielsen-Werft: technologisch rück-

ständig. Außerdem wurde im Wehretat gekürzt. Ausflugschiffe für die „Butterfahrten“, das zollfreie Einkaufen für die Touren nach Dänemark, lang, lang war's her, dass die auf ihrer Werft gebaut wurden. Vom Reparaturbetrieb wurde niemand satt.

Neue Produkte mussten her. Sie hatten es mit dem Bau von Aluminiumfenstern versucht. Die Baukonjunktur war jedoch schlecht, das Geschäft ebenso. Und ihre Schiffsbauer wollten Schiffe bauen und gingen zur Konkurrenz in die Landeshauptstadt. Da wurden U-Boote gebaut, U-Boote mit einem Antrieb aus Brennstoffzellen, die tagelang unter Wasser bleiben konnten. In Kiel auf der Werft hatten sie die Technologieführerschaft und volle Auftragsbücher, machten Milliardenengeschäfte. Die Geschwister Nielsen konnten mit diesem Wettbewerber nicht mithalten.

Gab es überhaupt noch einen Markt für ihre kleine mittelständische Werft? Wo waren die Perspektiven, mit denen sie ihren Betrieb aufrecht erhalten könnten? Sie mussten investieren, das war klar. Aber für welchen Schiffstyp, in welche Technologien? Was für ein Know-how konnte sie retten?

Sie hatten miterlebt, wie an der Westküste auf einer Werft Windturbinen gebaut wurden. Und hatten mit ansehen müssen, wie auch diese Entwicklung nicht erfolgreich gewesen war: Es hatte an Kapital gefehlt, und an Beziehungen. Aber hatten sie nicht die richtigen Beziehungen?

Ihr Vetter Sven war ein sehr erfolgreicher Projektentwickler geworden. Sie nannten ihn nur Sven Glückspilz. Er pachtete Land, das nach den Planungen von Land und Kommunen für Windkraftanlagen geeignet war: Winderwartungsland, dessen Preis in die Höhe schoss wie sonst nur bei Bauland. Er schloss Verträge mit Turbinenherstellern. Er hatte eigenes Land, denn er war auch Landwirt. Er hatte das Gut Windeby am Stadtrand von Eckernförde erworben. Gab es einen besseren Namen, eine authentischere Adresse

als Windeby Windpower? Mehr Dänemark in Deutschland ging nicht.

Win-Win: Das war's doch! Eine Projektentwicklungsgesellschaft – inzwischen waren es über zwanzig Mitarbeiter, Planer, Ingenieure – mit so einem Geschäftssitz besaß ganz einfach eine natürliche Bonität. Und einen großen Wettbewerbsvorteil auf einem Markt mit zunehmend starker Konkurrenz.

Er war eben Sven Glückspilz, der mit dem goldenen Händchen. Ein Hektar für ein Megawatt, das brachte mindestens fünfzehntausend Euro Pacht im Jahr. Und die Kühe weideten und der Weizen wuchs rundherum. Besser ging es nicht. Steuerlich optimiert, subventionstechnisch sowieso.

Pferdezüchter war er auch, ein sehr erfolgreicher sogar. Regelmäßig verkaufte er edle Tiere an vermögende Menschen. Nicht wenige davon kamen aus der arabischen Welt. Echte Liebhaber und Kenner mit sehr, sehr viel Geld.

Heike und Hauke bewunderten seinen Geschäftssinn. Aber nein, es kam nicht in Frage, ihn darauf anzusprechen, ob er in ihre Werft investieren würde. Bei Geld hört die Freundschaft auf und auch die Verwandtschaft. Aber seine Kontakte! Die Nielsen-Geschwister wollten in ein neues Geschäftsfeld einsteigen, eines mit Zukunft, eines mit hohen Margen. Das Ergebnis ihrer Recherche war eindeutig. Ein Marktsegment gab es, das war hochlukrativ: Luxusyachten. Die wollten sie jetzt bauen. Das leuchtete ihrem Vetter unmittelbar ein. Und die Käufer seiner Pferde waren doch eine geeignete Zielgruppe. Pferdestärken an Land wie zu Wasser: Das passte! „Projekt Seepferdchen“ sollte die Werft retten.

Er sollte ihnen Kunden zuführen, vor allen Dingen einen ersten Kunden. Denn sie mussten ihm gestehen, dass sie noch keinen einzigen hatten. Den „launching customer“, um den ging es. Ohne den gab es keine Finanzierung für irgendwas.

Seine Verwandten brauchten dringend einen Berater, fand

Sven. Einen, der sich mit Subventionen und Steuern gut auskannte. So einen, wie er ihn hatte. Keinen Steuerberater, sondern einen Steuervermeidungsberater.

„Ich wüsste da jemand.“

Er stellte den Kontakt her.

Die große Reise ging los. Ihr Reiseführer kannte den Weg. Thomas Thiessen öffnete ihnen jede Tür. Bei der Förderbank des Landes, der Beteiligungsgesellschaft, der Bürgschaftsbank. Heike und Hauke staunten, was es da alles gab: Investitionszuschüsse, langlaufende, nachrangige zinsgünstige Darlehen, Bürgschaften, stille Beteiligungen. Da noch ein Fördertopf für technologische Innovation, hier ein spezielles Programm für die Qualifizierung von Arbeitnehmern. Welch ein Wunderland, das sie da betraten.

Irgendwann hatten sie einen Businessplan. Den Erhalt und Aufbau von Arbeitsplätzen hoben sie selbstverständlich besonders hervor.

„Das ist für die in Kiel das Aller-, Allerwichtigste“, hatte Sven ihnen eingeschärft.

Als ob sie das nicht wussten. Aber sie ließen ihn seine Überlegenheit ausspielen. Schließlich wollten sie etwas von ihm. Aber sie wussten auch selbst, dass sie eine gute Story hatten.

„Ihr müsst nicht nur mit Zahlen arbeiten, ihr müsst eine, eure Geschichte verkaufen!“ Diesen Rat hätte er sich sparen können.

In allen Gesprächen verwiesen sie auf ihre langjährige Tradition als Mittelständler der maritimen Wirtschaft, den guten Namen „Gebr. Nielsen Werft“, auf die Verbundenheit mit dem Standort. Sie ließen nichts aus. Ihr Elternhaus, eine Jugendstilvilla mit Meeresblick boten sie als Sicherheit an.

Und dann zogen sie ihre Trumpfkarte: den Araber, den sie intern und unter sich nur den Ölprinzen nannten. Denn

den hatte ihr guter Vetter Sven mit seinem Steuerspezialisten Thomas Thiessen an Land gezogen.

Die Zusagen kamen: Zuschüsse, Kredite, Förderungen, einige wenige Forderungen.

„So viel Steuergeld, Hauke! Hättest du das gedacht?“

Er schüttelte den Kopf. Sie wussten beide, dass sie und ihr Unternehmen, die traditionsreiche Gebrüder-Nielsen-Werft, in den letzten Jahrzehnten so gut wie keine Steuern gezahlt hatten.

Jetzt saßen sie hier mit diesem Pressemenschen und erzählten ihm ihre Story.

OK war kurzfristig zu diesem Termin geschickt worden.

„Vergiss die Rocker und den Südstrand, das kann ich auch vom Schreibtisch aus erledigen. Mach dich auf den Weg zu den Niensens, da passiert gerade was.“

Sein Chef kannte die Familie seit langem. Eckart Jochims hatte mit den Geschwistern die örtliche Gemeinschaftsschule besucht. Und so manch eine Party gefeiert. Den Niedergang dieses traditionsreichen Betriebs nahm er persönlich. Auch deshalb wollte er das Hintergrundgespräch nicht selbst führen, sondern ließ es seinen „Jungspund“ machen. So viel journalistischer Ethos sollte doch noch sein: Über alte Freunde schreibt man nicht.

OK war noch nie in den Geschäftsräumen der Werft gewesen.

„Gediegen“, dachte er, als er das kleine Sitzungszimmer betrat. „Gediegen und reichlich vermufft.“

Die Einrichtung stammte offensichtlich noch aus der großen Zeit des Großvaters, dessen Porträt den Raum dominierte. Schwere Eichenmöbel, Ledersessel. Die Schiffsmodelle: pure Nostalgie. Auf dem Tisch die große Thermoskanne mit Kaffee und Plätzchen von der örtlichen Bäckerei.

„Immerhin“, dachte OK, „keine Massenware aus dem Discounter.“

Der Journalist sah erwartungsvolle Blicke auf sich gerichtet. Er spürte die Unsicherheit seiner Gesprächspartner. Pressegespräche, das war offensichtlich nun gar nicht das Ding dieses Pärchens.

OK musterte die beiden. Auf ihn wirkten sie wie Zwillinge. Aber er hatte ihre Geburtsdaten recherchiert: die Schwester im Januar geboren, der Bruder im Dezember. Da hatten die Eltern wohl dem Glauben angehangen, dass die Frau während der Stillzeit nicht schwanger werden kann.

Bodenständig wirkten die zwei auf ihn. Kurze, grau-blonde Haare und grau-blaue Augen, sonnengebräunt, markante, ja dominante Nasenpartie, ausgeprägtes Kinn. Sie trug eine dezente Goldkette und beide hatten keinen Ring am Finger. Anzug, Hosenanzug: Sie hätten ihre Kleidung tauschen können. Wenn sie sich Luxus leisten sollten, so trugen sie ihn nicht zur Schau: Understatement pur. Nichts preisgeben, auf jeden Fall nicht durch Äußerlichkeiten.

Er sah sie aufmunternd an.

„Du zuerst.“

Nielsen schien sich hinter seiner Schwester zu verstecken. „Ist sie nur die Wortgewandtere oder hat sie auch sonst „das Sagen““, fragte sich OK.

Er stellte sein Smartphone an, nahm „Block und Bleistift“, damit sie erkannten, dass er ein seriöser Journalist war und stellte die obligatorische Frage: „Darf ich das Gespräch aufzeichnen?“

Auf dem Weg

Feierabend. Die Geschichte stand. „Neuanfang mit Tradition“. Ein guter Aufmacher. Großes Foto von Heike und



Klaus Rave, Jahrgang 1950, hat in Kiel und Dublin Rechts- und Staatswissenschaften studiert und über die irische Verfassung promoviert. Als langjähriger Vorstand der Investitionsbank S-H hat er sich für die Förderung von Kunst und Kultur haupt- wie ehrenamtlich eingesetzt. Er ist Vorsitzender des Schleswig-Holsteinischen Kunstvereins von 1843, Vorstand der Kulturstiftung des Landes und derzeit als Honorarprofessor an der Hochschule Flensburg tätig.

Von Klaus Rave ist im Rote Katze Verlag „Der Hammer“ erschienen, ein Kriminalroman rund um den Kunstmarkt.

Aus dem Verlagsprogramm

KLAUS RAVE

Der Hammer



KLAUS RAVE

Der Hammer

Eine kleine Kunstgeschichte

Kriminalroman



Mit dem Hammer schlägt der Auktionator teure Kunstwerke dem höchsten Bieter zu. Doch hinter den Kulissen in London oder Berlin spielen sich noch ganz andere Geschäfte ab: oft am Rand der Legalität, manchmal darüber hinaus. Clara und Alexander, die Kunst und Jura studieren, wollen diese Praktiken und Exzesse entlarven. Raub- und Beutekunst, Fälschungen, Schwarzgeldzahlun-

gen: für sie steht die Freiheit der Kunst auf dem Spiel. Und sie riskieren viel, werden auch mit rechtsextremer Gewalt konfrontiert. Einen anderen Blick auf den Kunstmarkt hat die Berliner Museumsdirektorin Johanna Fischer. Zwischen knappen Mitteln und politischen Ränkespielen versucht sie ihren Kurs zu finden. Ein cleverer Auktionator, ein russischer Oligarch, ein selbstbewusster Regierender Bürgermeister machen ihr das Leben schwer, aber öffnen ihr auch neue Perspektiven ob in Riga oder der Hauptstadt. Ihr Weg ist nicht gerade, führt fast auf die schiefe Bahn. Sie erlebt Enttäuschungen wie Überraschungen. Der Kunstmarkt, ein buntes Kaleidoskop unserer Gegenwart: der Hammer.

ISBN 978-3-910563-00-1

www.rotekatzeverlag.de

URMAS VADI

Der Ballettmeister

„Ich bin sogar einmal in Estland gewesen.“

„Wirklich?“

„Aber das ist eine Ewigkeit her, das war noch vor der estnischen Unabhängigkeit, im Juni neunzehnhundertzwei war ich in Tallinn.“ Der Mann kennt Tallinn!, freut sich der Präsident.

„Sehr angenehm. Konstantin.“ Und er fügte hinzu: „Päts.“

„Nikolai. Der Zweite.“

Estland 1940. Erst seit 22 Jahren ist der kleine Staat an der Ostseeküste unabhängig, da beenden die Sowjets die Freiheit brutal und verleiben sich das Land wieder ein. Der Präsident Konstantin Päts wird ins Innere Russlands verschleppt. Estnische Patrioten wollen das nicht hinnehmen und entsenden ein paar junge Männer, um den Präsidenten zu befreien. Getarnt als Ballettgruppe machen sie sich auf die weite Reise. Unter der Führung des „Ballettmeisters“, eines Feuerwehrmannes ohne Tanzkenntnisse, machen sie als Ballett Furore – aber erreichen sie ihr Ziel?



URMAS VADI

Der Ballettmeister

Aus dem Estnischen von Cornelia Huseblat

Roman

ISBN 978-3-910563-01-8

www.rotekatzeverlag.de



PHILIPP MAGER

Die Frau im weißen Poncho

Berlin kurz nach dem Mauerfall. Reiner Stolz, Mitte 20, studiert Malerei. Selbstscheu, nachdenklich und stets kränklich, lernt er die großen Figuren und kleinen Gemeinheiten der Berliner Kunstszene kennen. Er sucht seinen Stil und macht prägende Erfahrungen mit Männern und Frauen, innerhalb der Familie und außerhalb; erlebt Niederlagen und Erfolge,

entdeckt Gefühle, Sehnsüchte und Geheimnisse. Er lernt die Liebe kennen und den Tod. Und kämpft am Ende nicht nur um das Leben anderer, sondern auch um das eigene.



Philipp Magers Prosa überschreitet, erzählerisch und sprachlich souverän, die Grenzen zwischen den Genres von Künstlernovelle, Entwicklungsroman und Liebesgeschichte. Vor unserem inneren Auge entsteht das flirrende Berlin der Nachwendejahre als prägnanter literarischer Erinnerungsraum.

Mirko Nottscheid

Deutsches Literaturarchiv Marbach



Eine neue kraftvolle Stimme in der deutschen Literatur. Sie scheut weder vor sanfter Anbetung zurück noch fürchtet sie die schmerzhafteste Selbstentblößung.

Michael Stoeber

Autor, Kunstkritiker, Kurator

ISBN 978-3-910563-05-6

www.rotekatzeverlag.de

J.P. PULKKINEN

Der Bläuling

In den 70er Jahren ist Vantaa nahe Helsinki eine rasant wachsende Stadt, Baustellen, Kräne und Fertighäuser bestimmen das Bild. Der Boom weckt Begehrlichkeiten, Mauscheleien, dunkle Geschäfte. Timo, hier aufgewachsen, kehrt Jahre später als Polizist zurück. Im Jahre 2010 wird in einem Abrissgebiet unter dem Fundament eines Hauses die Leiche einer jungen Frau gefunden. Zu welchem Preis wurde die Stadt gebaut? Welche Art von barbarischen Machtspielen haben stattgefunden und finden immer noch statt? Timos Partnerin Liina Vahtera übernimmt eine wichtige Rolle in den Mordermittlungen und beider Leben verändert sich drastisch. Ein sehr finnischer Kriminalroman über die düsteren Geheimnisse einer boomenden Vorstadt.



ISBN 978-3-9824732-3-9

www.rotekatzeverlag.de

MONIKA PIĄTKOWSKI

Geschichten der Niedertracht



MONIKA PIĄTKOWSKA

Geschichten der Niedertracht



Die bekannte polnische Autorin legt einen ungewöhnlichen Krimi vor – in Anlehnung an Jorge Luis Borges “Universalgeschichte der Niedertracht” (1935). In zwölf Geschichten spielt sie mit der Wirklichkeit und der Wahrheit, gibt zwölf Einblicke in die menschliche Psyche – packend, unterhaltsam, zum Nachdenken zwingend. Piątkowska

verwebt die klassischen Motive der Weltliteratur – Liebe, Tod, Hass, Rache, Gier, Schuld und Sühne – zu einem geheimnisvollen, spannenden Text; jede Geschichte zieht eine andere nach sich. Die Texte spielen u. a. in Warschau, Paris, Wien, London, Berlin – von 1880 bis in die Gegenwart. Die Niedertracht, die Macht des Bösen, zieht sich durch alle Texte.



*„Geschichten der Niedertracht“ von
Monika Piątkowska stehen für kunstvolle Kriminalfälle, ver-
schachtelte Rätsel, bei denen der Leser gnadenlos, ja nieder-
trächtig von der Autorin an der Nase herumgeführt wird.
Einfach köstlich!*

Andrzej Kaluza

Deutsches Polen-Institut

ISBN 978-3-910563-07-0

www.rotekatzeverlag.de

SALVATORE SATTA

Die Veranda

Ein Tbc-Sanatorium in Italien, vor etwa 100 Jahren. Die Menschen hier wissen nicht, ob sie das Haus je lebend verlassen werden - und wann. Manche müssen ein paar Monate bleiben, manche ein paar Jahre. Manche für immer. Freund- und Feindschaften, Liebe und Eifersucht, Angst und Neid, Sehnsucht und Verzweiflung herrschen in der Zwangsgemeinschaft auf engem Raum.

Wem Thomas Mann's "Zauberberg" einfällt, liegt nicht falsch. Beide Autoren arbeiten zur selben Zeit am selben Subject, ohne einander zu kennen oder auch nur vom anderen zu wissen. Mann's Roman beruht auf Besuchen seiner Frau in der mondänen Einrichtung in Davos, Satta's Text auf seiner eigenen Zeit in der eher schlichten, ärmlichen italienischen Einrichtung. Und dennoch gibt es Parallelen.



SALVATORE SATTA

Die Veranda

Aus dem Italienischen von
Prof. Heinz Georg Herold

Roman



ISBN 978-3-910563-03-2

www.rotekatzeverlag.de